

Ihr Richter.

Novelle von E. Merk.

1. (Nachdruck verboten.)

Die „Silesia" hatte bei ruhiger See die Fahrt über den Ozean zurückgelegt und zur Flutzeit die Elbe erreicht, auf der sie nun an einem milden, verschleierten Septembermorgen näher und näher an den Mastenwald des Hamburger Hafens heranrauschte. Auf Deck herrschte seit frühester Stunde eine erregte Stimmung. Der Anblick der im Frühnebel aufsteigenden Türme erweckte jene Ungeduld, die sich in den letzten Augenblicken vor einem erreichten Ziele geltend macht, steigerte das Fieber der Erwartung, das draußen auf dem Meere durch den mächtigen Eindruck der weiten Wasseröde gedämpft worden war. Einige Kaufherren freilich, die oftmals die Fahrt nach Amerika unternommen hatten, rauchten gleichgültig ihre Morgenzigarren und lächelten über die naiven Leute, die sich von einer besonderen Ankunftsstimmung beherrschen ließen.

Da war vor allen eine hochgewachsene junge Frau, die bleich, bewegt, in unverkennbarer Erschütterung am Schiffsrande lehnte und mit sehnsuchtsvollen, suchenden Augen die Stadt auftauchen sah, den Hafendamm, die Landungsbrücke, die mächtigen roten Baulichkeiten des Zollhauses, das bewegte Treiben am Ufer, das sich nun schon mit bloßem Auge unterscheiden ließ.

„Wie hübsch Mrs. Hermanns sich von dem hellen Luftton abhebt!" bemerkte einer der Herren. „Sie hat ein famoses Profil. Und dazu diese stolze, ganz ungewöhnliche Figur!"

„Ja, eine Germania, die ein Künstler nur zu malen brauchte, so wie sie jetzt dasteht. Man möchte ihr nur den Hut abnehmen und die Haare auflösen dürfen. Ein Eichenkranz gehört auf diese Stirne."

„Donnerwetter, Beckers, Sie werden ja ordentlich poetisch!"

„Ich gebe zu, solches Blondhaar in dichten Zöpfen hat nun einmal einen besonderen Reiz für mich, vorausgesetzt, daß auch das Gesicht darunter hübsch ist. Leider ist die schöne Frau gänzlich unzugänglich, und wenn ich bei einem ersten liebenswürdigen Entgegenkommen keinerlei Erwiderung finde, dann lasse ich einen zweiten Versuch bleiben."

„Allerdings unglaublich von der Dame! Gleichgültig gegen den unwiderstehlichen Herrn Beckers!" spottete der Aeltere. „Aber sie ist vollständig mit ihrer Reise beschäftigt, sie scheint drüben Heimweh gehabt zu haben. Das erklärt einigermaßen die ablehnende Haltung. Sehen Sie nur, wie ungeduldig sie den ganzen Quai absucht!"

„Wen sie wohl erwarten mag? Soviel ich weiß, ist sie in New York verheiratet."

„Ja, an einen Großhändler. Er hat ein Exportgeschäft, Hoffmann & Hermanns heißt die Firma. Ein sehr gutes Haus."

Die Herren fingen wieder an von Geschäften zu sprechen. Die blonde junge Frau blieb auch nicht mehr lange ihren einsamen Gedanken überlassen.

Jane Symons, ein lebhafter amerikanischer Backfisch, die mit allen Passagieren der ersten Klasse Bekanntschaft geschlossen, sich für die schöne, ernste Dame aber ganz besonders begeistert hatte, lief mit ihrem Reisetäschchen, ihrem Opernglas und ihrem Baedeker hin und her. Dann stürzte sie auf die hohe Gestalt zu mit einer stürmischen Umarmung und rief: „O liebe, liebe Mrs. Hermanns, ich müssen Zeit haben zum Auseinandergehen von Ihnen. Ich thu' nicht wollen warten bis zum letzten Minute. Ich bin sehr, sehr viel traurig, zu sagen Ihnen adieu und große, große Dank!"

Frau Hermanns sah mit freundlichem Lächeln auf das hübsche braune Köpfchen herab. „Zu danken habe nur ich, Miß Symons. Ich weiß kaum, wie diese Tage vorübergegangen wären ohne Ihr lustiges Geplauder. Und Ihre Eltern haben sich meiner so gütig angenommen."

Mrs. Symons, eine noch hübsche, aber etwas allzu rundliche Frau, kam nun auch heran mit einem winzigen Seidenspitz auf dem Arm.

Die Ankunft des Königs Viktor Emanuel III. von Italien in Berlin: Ansprache des Oberbürgermeisters Kirschner. (S. 318)
Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

Der liebe Bobby hatte sehr unter der Seekrankheit gelitten, war gänzlich abgemagert und schaute mit matten Aeuglein aus dem Gewirr von Spitzen und Seide des eleganten Umhangs hervor, mit dem die besorgte Herrin den Liebling umwickelte. Sie konnte nur mühsam eine ihrer Hände frei machen, um sie Mrs. Hermanns zu reichen, aber sie that das mit großer Herzlichkeit. Die junge Frau war die einzige unter den Mitreisenden gewesen, die für das kranke Tierchen Mitleid gezeigt hatte.

So waren die Damen bei dem täglichen Zusammensein unwillkürlich vertrauter geworden, und die Amerikanerin empfand für die schöne Deutsche ein lebhaftes Interesse, das sich aus echter Anteilnahme und einem Teilchen Neugier zusammensetzte. Sie wußte, daß Frau Hermanns schon früh ihre beiden Eltern verloren hatte und in einem deutschen Fräuleinstift erzogen worden war, das sie bis zu ihrem siebzehnten Jahre auch während der Ferienmonate nicht verlassen hatte. Kaum erwachsen, als halbes Kind, vollständig weltfremd war sie nach New York gekommen zu ihrer dort verheirateten Schwester. Ihr Schwager besaß ein blühendes Geschäft, und Mr. Hermanns, einer von dessen Angestellten, bewarb sich bald nach ihrer Ankunft um ihre Hand und trat als Teilhaber in die Firma ein.

Dieses schöne Zusammenleben der Schwestern aber nahm bald ein Ende. Hoffmann starb, und seine Frau zog nach Hamburg zu ihren Schwiegereltern. Mr. Hermanns führte allein den immer weiter ausgebreiteten Großhandel fort.

So weit wußte die Amerikanerin über das Schicksal der jungen Dame Bescheid. Aber warum öffneten sich die bleichen Frauenlippen oftmals zu einem so todesbangen Seufzer? Warum lagen so schwere Schatten unter ihren Augen? Die äußeren Verhältnisse schienen nicht die Schuld zu tragen. Sie lebte sichtlich in größtem Wohlstande. Ihr Gatte hatte sie auf das Schiff begleitet, dem Kapitän empfohlen und zärtlichen Abschied von ihr genommen, wenn sie selbst auch mit einem starren, kalten Blick über ihn hinweggeblickt und förmlich aufgeatmet hatte, als das Schiff sich in Bewegung setzte. Die auffallende Ungeduld der jungen Frau, fortzukommen, ihre Sehnsucht nach der Heimat waren der Amerikanerin sofort aufgefallen. Sie grübelte darüber nach, warum Frau Hermanns, die doch selbst erzählte, daß sie von Deutschland nicht viel mehr kenne als ein klosterähnliches Haus in einem großen Garten, sich in dem herrlichen New York nicht eingewöhnt hatte, in dem sie einen Gatten, ein Heim gefunden und in einer angenehmen Lage lebte?

War die Aermste vielleicht nicht glücklich in ihrer Ehe? Und war die Erbschaft, wegen der sie nun nach Deutschland reiste, die ihr und ihrer Schwester von einem Onkel zufiel, der sich nie um sie gekümmert hatte, war diese Erbschaft von einer besonderen Wichtigkeit in ihrem Schicksal?

Frau Symons hätte so gerne noch eine Aufklärung für ihre teilnahmsvollen Zweifel gefunden. Aber die blonde Dame war gerade in den letzten Tagen vollständig zerstreut und geistesabwesend, für ein vertraulicheres Gespräch nicht zu haben gewesen, und auch jetzt, beim Abschiede, irrten ihre Augen ruhelos immer wieder am Ufer hin, während Frau Symons ihr die Hand drückte und sagte: „Um Bobbys willen bin ich ja sehr froh, daß wir da sind. Aber um so mehr thut es mir leid, daß wir uns von Ihnen trennen müssen. Ich hoffe nur, daß es Ihnen recht gut geht, meine Liebe, und daß wir uns noch einmal begegnen."

„O ja — o ja! In Italien! Sie schreiben uns, Mrs. Hermanns, nicht wahr? O thun Sie!" bat Miß Jane.

Auch Mr. Symons murmelte einiges Verbindliche und notierte die Städte, in denen sie zunächst bleiben wollten, wo eine Nachricht sie erreichen könnte.

„Wie gerne möchte ich nach Italien!" seufzte die junge Frau. „Aber wer weiß, wie es werden wird in der Zukunft. Jedenfalls hoffe auch ich von ganzem Herzen auf ein Wiedersehen."

Dann kam die Hast und Unruhe der letzten Viertelstunde. Ein kleineres Schiff nahm die Reisenden auf und brachte sie in das Zollgebäude. Jeder hatte mit seinem Gepäck zu thun. In dem Gedränge der Menschen, in dem aufgeregten Treiben, das sich entfaltete, grüßten sich die Bekannten nur noch mit einem zerstreuten Nicken; das Band eines gemeinsamen Ziels, das die Reisenden auf dem Schiff vereint, war zerrissen, und alles eilte und trieb nun vorwärts, nur bestrebt, sich möglichst rasch dieser letzten lästigen Pflicht zu erledigen und endlich frei den eigenen Weg einschlagen zu können.

Frau Hermanns war eine der ersten gewesen, die ihre Koffer vor dem Zollbeamten geöffnet hatte. Als eine der ersten trat sie aus den Schranken heraus und blickte mit suchenden, brennenden Augen an dem Quai entlang, an dem es von Menschen und Wagen wimmelte. Dann eilte sie mit einem kaum unterdrückten Freudenschrei auf eine stolze und große Frau zu, schlang die Arme um deren Hals und stammelte fassungslos: „Endlich! Endlich! Ich habe dich wieder, Ella! Meine Ella! Gerettet bei dir! O wie habe ich mich gesehnt! Ich meinte, ich würde es nicht erleben!"

„Aber ich bitte dich, Helene, nimm dich zusammen!" mahnte die viel ruhigere Dame, die Arme lösend, die sie umklammerten. „Mach doch keine Scene vor all den Leuten hier!"

Ein paar der Mitreisenden, die eben gleichmütig aus der Zollhalle heraus schlenderten, schauten allerdings neugierig zu der Gruppe hin.

„Sehen Sie nur dort, eine neue Germania! Na, das scheint ja das reinste Walkürengeschlecht zu sein," sagte der eine. „Ich hatte sicher erwartet, es würde ein Freund am Ufer auftauchen, nach dem sie sich so verzehrend sehnte."

„Eine ganz harmlose Lösung, das ist unverkennbar die Schwester! Sie sieht ihr sehr ähnlich."

Auch Miß Jane, die Frau Hermanns bis zum letzten Augenblicke mit den Augen verfolgte, machte ihre Mutter aufmerksam. „O Mama, Mrs. Hermanns sieht so glücklich aus! Aber die andere Dame gefällt mir nicht. Sie macht ein ganz nüchternes Gesicht."

Helene selbst hatte keine Augen für ihre Umgebung. Sie sah nur die Schwester. „Was kümmern mich die fremden Leute, Ella!" sagte sie. „Jubeln möchte ich, jauchzen! Ich bin da, fort von New York, fort von ihm!"

„Ich begreife dich nicht, Helene," tadelte Frau Hoffmann, der es peinlich war, daß sie beobachtet wurden. „Komm, wir wollen rasch in den Wagen steigen. Die Seereise hat dich angegriffen, du bist nervös. Wenn du erst in Ruhe kommst, geht diese Erregung vorüber."

Helene schüttelte den Kopf. „Du weißt nicht, was ich gelitten habe," murmelte sie.

Arm in Arm schritten die beiden hohen Gestalten durch das Gedränge. Frau Hoffmann in königlicher Würde, Frau Hermanns mit zitternden Schritten, mit heißen Augen in einem bleichen Gesicht, verwirrt von dem mächtigen Eindruck dieses so lange ersehnten Augenblicks.

Wie im Traum lehnte sie dann in dem Wagen, nickte dem kleinen Backfisch noch einmal zu, der einen letzten Gruß erhaschen wollte, sah viele Straßen, hohe Häuser, glänzende Auslagen, buntes Menschentreiben an sich vorübergleiten: sie hielt die Hand der Schwester und drückte sie fest in stummem Glück an ihr Herz.

Als sie dann in den kühlen Flur eines großen Hauses traten, flüsterte sie bittend: „Ich will in dein Zimmer — gleich, Ella! Ich ersticke an allem, was ich dir zu sagen habe!"

„Nur Ruhe, Helene," wehrte diese wieder ab, wie einem ungeduldigen Kinde. „Wir haben ja zum Plaudern lange Zeit vor uns. Erhole dich erst ein wenig."

Eine gewandte Zofe empfing den Gast und geleitete sie in ein elegantes Fremdenzimmer. Ein Bad war hergerichtet. Sie wurde gefragt, welches Kleid sie befehle; die Dienerin packte sofort ihre Koffer aus. Auch Ella mußte Toilette machen. Zum Frühstück kam Besuch.

Helene fühlte sich wie verloren in dem weitläufigen stillen Hause mit seinen langen Gängen und der endlosen Zimmerreihe. Dieses wie nach einer Schablone geordnete Leben mit seinem schwerfälligen Behagen machte ihr in ihrer ruhelosen Stimmung einen beklemmenden Eindruck.

Als sie die teppichbelegte breite Treppe wieder hinabstieg, führte ein Diener mit einem ernsthaften Diplomatenkopf sie in einen großen Saal, in dem schon eine Anzahl fremder Menschen versammelt waren, die sich gemessen vor ihr verneigten.

Auf einem Lehnstuhle saß ein Greis mit silberweißem Haar, der ihr zunickte, als wäre sie ihm wohlbekannt.

„Ah — liebe Ella! Nun, wo bleibt denn die Schwester?"

„Verzeihen Sie, ich bin die Schwester, ich bin Helene Hermanns."

„Ei, ei!" rief er, sich mühsam von seinem

Otto Gildemeister †. (S. 318)
Nach einer Photographie von L. O. Grienwaldt in Bremen.

Stuhl erhebend. „Das ist ja merkwürdig! Wie Sie Ella gleichen! Ich bin ein wenig kurzsichtig. Ich fürchte, ich werde Sie niemals unterscheiden können. Auch die Stimme ist dieselbe. Aber jedenfalls herzlich willkommen in meinem Hause!“

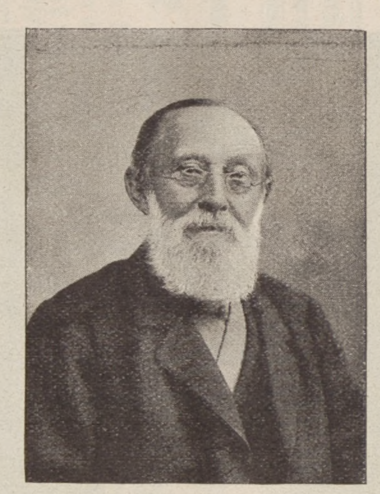
Frau Hoffmann, eine hagere, strenge alte Dame, die Helene mit höflichen Worten und einem unbeweglichen Gesicht begrüßte und ihren Gästen vorstellte, widersprach ihrem Gatten. Sie könne die Aehnlichkeit nicht gar so groß finden. Die Gestalt, das Haar — ja allerdings. Aber der Ausdruck sei doch ganz verschieden.

Die Meinung der Gäste war geteilt, und die beiden Schwestern mußten sich nebeneinander stellen, um sich genau prüfen zu lassen. Der Unterschied lag in der That weniger in den Zügen als im Temperament. Helene sah, obwohl sie um fünf Jahre jünger war, fahler aus als die Schwester; sie wechselte auch bei jeder Gemütsbewegung die Farbe, konnte flammend erröten und erblassen bis in die Lippen. Aus ihren Augen sprühte eine leidenschaftliche Unruhe, und um ihren schönen Mund lag ein wehmütiger Ausdruck. Ellas Gesicht dagegen war von gleichmäßig rosiger Frische, ruhig, bewegungslos, glatt und marmorkalt.

Der Herr des Hauses wurde in seinem Lehnstuhl in das Speisezimmer gerollt, in dem ein üppiges Frühstück der Gäste harrte.

Der ganze Tag verlief eigentlich wie eine lange, kaum unterbrochene Mahlzeit. Helene verstand in ihrem fieberhaften Gemütszustande nicht, wie die Menschen im stande waren, immer wieder zu essen. Sie litt Qualen unter dieser drückenden Gastfreundschaft und all der Liebenswürdigkeit, die man ihr entgegenbrachte. Ausweinen hätte sie sich mögen an der Schulter der Schwester und mußte lächeln, Interesse heucheln an Dingen, die ihr unsagbar gleichgültig waren; höfliche Redensarten tauschen mit Leuten, die sie wohl in ihrem Leben nicht wiedersah. Denn sie wollte fort von Hamburg, möglichst bald, am liebsten schon morgen.

Endlich um Mitternacht breitete sich Ruhe über das große Haus. Sie schlüpfte in ihr



Rudolf Virchow †. (S. 318)
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Nachtgewand, schlich über den Flur und klopfte an Ellas Zimmer.

Diese war noch wach und ließ sich von ihrer Zofe das lange Haar kämmen.

„Bitte, das will ich besorgen,“ sagte Helene.

Ella zog die Stirne ungeduldig zusammen: „Du wirst mir wehe thun!“ Aber sie sah im Spiegel, vor dem sie saß, die erregte Miene der Schwester und fürchtete einen Auftritt, bei dem sie keine Zeugin haben wollte.

„Gehen Sie, Rieke,“ befahl sie in hochmütigem Tone dem Mädchen, das sich ehrerbietig knicksend empfahl.

Helene ließ ihren Kopf auf der Schwester Schulter sinken. „O laß mich fühlen, daß ich zu Hause bin, in der Heimat, nicht mehr in der Fremde!“ flüsterte sie.

„Du wirst mir die Haare verwirren, statt sie zu ordnen,“ meinte Ella mit einem kühlen Lächeln.

„Nein, nein! Ich werde ganz brav sein. Komm, ich flechte dir die Zöpfe. — Wie jung du aussiehst!“ rief sie, als sie die blonden Flechten im Kranz um das Haupt der Schwester gewunden hatte. „Aber nun komm! Nun setze dich zu mir.“ Sie zog Ella auf das Sofa nieder.

„Muß das wirklich noch heute sein? Ich bin eigentlich müde. Hat die Unterredung nicht Zeit bis morgen?“

„Nein, nein! Ich kann nicht schlafen, ehe ich dir das Hauptsächlichste gesagt habe: ich gehe nicht wieder nach Amerika zurück, Ella!“

Diese Worte schienen die Schwester, die sich auf die Kissen zurückgelegt hatte, aus ihrer Ruhe aufzuschrecken.

„Aber Helene, du redest wirklich tolles Zeug,“ erwiderte sie mißbilligend. „Die Seereise ist dir nicht bekommen. Es wäre besser, du gingest zu Bett.“

„Ich bin nicht krank, ich bin bei ganz klarem Verstand. Mein Entschluß ist wohl erwogen und reiflich überdacht. Du kannst dir ja keinen Begriff davon machen, welche Erlösung für mich in der Nachricht lag, Onkel Alfred habe uns sein Vermögen, sein Gut hinterlassen.“ Sie faßte leidenschaftlich die kühlen weißen Hände der Schwester und rief mit flehenden Augen: „O, nicht wahr, du behältst mich bei dir? Wir bleiben künftig zusammen? Was sollst du hier in dem stillen

Der Mont Pelé auf der Insel Martinique. (S. 318)

Hause bei den alten Leuten? Denke nur, wie schön das sein wird, wenn wir miteinander das Gut übernehmen in der hübschen Gegend, wenn wir endlich in Deutschland eine Heimat haben!"

Ellas kalte, klare Augen waren mit einem Ausdruck des Schreckens, der Abwehr auf die Schwester gerichtet, aber sie sagte nur: „Du scheinst zu vergessen, daß deine Pflicht dich drüben hält an der Seite deines Gatten!"

„Ich kehre nicht zu ihm zurück, nie — nie!" stieß Helene hervor.

„Ich verstehe dich nicht. Was ist denn geschehen? Hermanns war doch immer der zärtlichste Gatte."

Ein bitteres Lachen entfuhr den vor Erregung zitternden Lippen der jungen Frau. „Ich will seine Zärtlichkeit nicht — ich verabscheue, ich verachte ihn!"

„Um Gottes willen, Helene! Solche Worte! Wenn jemand sie hörte!" Ella stand ängstlich auf, um nachzusehen, ob niemand im Nebenzimmer sie belauschen könne. „Was hat er denn Schlimmes verschuldet? Du bist natürlich eifersüchtig, hast dir irgend eine kleine Taktlosigkeit Hermanns' aufgebauscht zu einem ungeheuren Verbrechen! In deinen Briefen stand doch nie ein Wort, keine Andeutung —"

„Wie oft habe ich es versucht, dir mein schweres Herz auszuschütten. Aber wenn dann die Worte auf dem Papier standen, wenn ich mir überlegte, wie lange es dauern würde, bis du sie erhalten könntest, bis die Rückantwort da wäre, fehlte mir der Mut, sie abzuschicken. Eine furchtbare Anklage, ein Verdammungsurteil gegen den Mann, dessen Name man trägt — das schreibt man nicht, Ella."

Sie war näher an die Schwester herangerückt und flüsterte mit einer düsteren Falte auf der Stirne: „Es handelt sich nicht um Eifersucht, um keine vorübergehende Enttäuschung. Ich verachte ihn, weil er ein grundschlechter Mensch ist, der nichts kennt als ein rücksichtsloses, gewissenloses Ringen um Besitz; weil mir ekelt vor seinem falschen Charakter, weil er lügt, so oft er die Lippen öffnet."

Nun war Ella doch um einen Schatten bleicher geworden. Sie gehörte zu den klaren Naturen, die nichts vergessen, auch nicht ihre eigenen schlimmen Regungen, denen jede Einzelheit aus ihrer Vergangenheit scharf in der Erinnerung steht, die sich selbst nicht täuschen, auch wenn sie nicht immer offen sind gegen andere. Sie wußte sehr wohl, daß sie die Schwester zu der Heirat mit Hermanns gedrängt, daß sie ihren Gatten veranlaßt hatte, ihn als Teilhaber in das Geschäft zu nehmen. Sie war eifersüchtig gewesen auf die eben herangeblühte Helene, über deren blondem Haupte noch der zauberhafte Duft der ersten Jugend lag, den sie selbst schon verloren hatte. Ihr Mann hatte allzu oft den Arm um die schlanke Gestalt der achtzehnjährigen Schwester gelegt, allzu oft deren zartrosige Wange geküßt und sich mit der Behauptung entschuldigt, er habe das junge Mädchen für seine Frau gehalten, die Aehnlichkeit sei zu groß. Ella hatte stumm beobachtet, ohne heftiges Wort, ohne tadelnde Miene, mit einem gutmütigen Lächeln über die Verwechslung. Aber sie hatte gehandelt. Helene mußte fort aus ihrem Heim, so bald als möglich. Sie mußte verheiratet werden, so bald sich eine Gelegenheit bot.

Nun klang die schwere Anklage der Schwester gegen den Gatten wie ein Vorwurf gegen sie, die Hermanns' Werbung begünstigt, dem leicht beeinflußbaren Kinde zu der Wahl zugeredet, dem Schwager die Wege geebnet hatte. Sie wollte ihr ruhiges Gewissen nicht mit Reue belasten. Sie wollte auch kein Zusammenleben mit der Schwester. Auch ihr war die Erbschaft des Onkels sehr erfreulich gewesen, obwohl es sich für sie, die wohlhabende Witwe, viel weniger um das Vermögen, als um einen Anlaß handelte, das Haus der Schwiegereltern verlassen zu können. Die alten Leute, deren Töchter in Amerika verheiratet waren, wollten sie um jeden Preis in ihrem Heim festhalten, und sie hatte ihnen in den letzten Wochen mit aller Mühe begreiflich zu machen gesucht, daß sie unbedingt auf dem Gut des Onkels wohnen müsse; es bedürfte doch einer Herrin, und ein Verkauf desselben war nach dem Testament nicht gestattet. Wenn nun Helene auch in Deutschland blieb, fiel ihr schöner Vorwand, von Hamburg nach Süddeutschland zu ziehen, weg, und sie hatte nur die Wahl, wieder in die alte Abhängigkeit zurückzukehren oder die Schwiegereltern zu erzürnen, die unter diesen Umständen darauf bestehen würden, sie sollte das Gut nur getrost der Schwester überlassen. Weder zu dem einen noch zu dem anderen hatte sie Lust. Also mußte Helene wieder zurück nach Amerika. Darüber war sie sich völlig klar.



Liebesorakel. Nach einem Gemälde von E. Klimsch. (S. 318)



Heringskönig, auf einen Tintenfisch stoßend. Nach einer Originalskizze von F. Specht gezeichnet von A. Specht. (S. 318)

Knopf in der Hand, noch einmal in das Zimmer, in dem Schmidt arbeitete.

„Schmidt," sagte er, „lassen Sie noch heute abend einen Bestellzettel abgehen an Pawkin Brothers. Tausend Zentner Java, Prima. Lieferung umgehend Hamburg. Londoner Tageskurs. Rimesse drei Monate nach Sicht. Der Zettel muß noch heute fort. Haben Sie verstanden?"

„Jawohl, Herr Prinzipal, soll sofort besorgt werden."

„Guten Abend."

„Guten Abend, Herr Prinzipal."

Seine Laterne in der Hand, geleitete Weber dann seinen Handelsfreund über die dunkle Straße nach dem Ressourcengebäude.

Die Firma Weber bezog ihren Kaffee aus London direkt und ohne Zwischenhandel. Tausend Zentner — das war ein schöner Posten. Tausend Zentner Java, noch dazu Primaware, repräsentierten ein Kapital.

Fritz Schmidt streifte inzwischen seinen Schreibärmel auf, tauchte seine Gänsefeder in das Tintenfaß und setzte sich eben in Bereitschaft, den Bestellzettel auszufüllen, als durch die Stubendecke die leisen Klänge eines Klaviers ertönten. Er kannte diese Klänge. Das ganze Haus kannte sie. Lottchen spielte dieses Lied vielleicht zum hundertstenmal. Die anderen Hörer hatten es schon satt bekommen, Fritz Schmidt nicht. Tage-, wochen-, jahrelang hätte er lauschen können. Er war auch diesmal ganz hingerissen. Er saß und träumte von der Geliebten, mit der er am letzten Hausfeste ins reine gekommen war. Nur eine einzige kleine Schwierigkeit war noch zu überwinden: Was würde Lottchens Vater, was würde Herr Samuel Weber zu der heimlichen Verlobung sagen?

Das Klavier tönte noch immer. Fritz hielt noch immer seinen Gänsekiel zwischen den Fingern und lauschte und träumte von der Zukunft.

„Soll ich noch was zur Post mitnehmen?" klang plötzlich eine Stimme an sein Ohr.

Der Markthelfer Pietsch war eingetreten. In der Hand hielt er seine große, schwere Ledertasche.

Fritz Schmidt befand sich wieder in der rauhen Wirklichkeit. Vor ihm lag noch der leere Zettel.

„Jawohl," sagte er. Hastig füllte er den Zettel aus, packte ihn, weil Couverts noch nicht bekannt waren, in einen Bogen Papier, klebte diesen zusammen und schrieb die Adresse darauf.

„Der Brief ist freizumachen," fügte er, Pietsch das Schreiben übergebend, hinzu. Pietsch ging, das Klavier war verstummt, und seufzend wandte sich Fritz wieder seiner Arbeit zu.

— — — — — — — — — —

Etwas über drei Wochen waren seit diesem Abend vergangen. Fritz und Lottchen waren in ihrer Liebe keinen Schritt vorwärts gekommen. Ohnehin war es eine Liebe, die mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. An jedem Sonnabend holte sich Lottchen in der Kassenstube ihr Wirtschaftsgeld, und wenn sie dabei durch die Schreibstube kam, so war das fast die einzige Gelegenheit, dem Geliebten zu begegnen. Was sollte Fritz thun? Zu seinem Prinzipal ins Privatcomptoir zu treten und ihm zu sagen: „Herr Weber, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter," das war unmöglich. Die Liebe zwischen Ferdinand und Luise in dem bekannten Trauerspiel von Schiller konnte keine aussichtslosere gewesen sein.

Fritz stand an seinem Pult und malte wieder gleichgültige Buchstaben und Ziffern auf ein Löschblatt. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und stürmisch trat Samuel Weber herein, in der Hand einen Brief. Er sah sehr aufgeregt aus, und sein Gesicht war unnatürlich gerötet.

„Was haben Sie angestellt, Schmidt?" schrie er diesen an.

Fritz fühlte sein Herz erbeben. Was konnte anderes geschehen sein, als daß er und Lottchen verraten worden waren?

„Wieviel Zentner haben Sie bei Pawkins bestellen sollen, wieviel?" schrie Weber noch viel lauter als vorher.

Fritz atmete für einen Augenblick auf. „Tausend," erwiderte er.

„Und wieviel *haben* Sie bestellt?"

Fritz schwieg. Darauf wußte er nichts zu sagen.

„Zehntausend!" schrie Weber und schwang den Brief in seiner Hand.

Der Brief enthielt Pawkin Brothers' Antwort. Die bestellten zehntausend Zentner Prima Java seien unterwegs.

Zehntausend Zentner Kaffee! Die Magazine von ganz Schmiedeberg reichten nicht dafür aus. Zehntausend Zentner — und in drei Monaten zahlbar! Ging der Kaffeepreis herunter, so erlitt die Firma einen Verlust, der in den Kriegszeiten, wenn es schlimm kam, zu ihrem Verderben führen konnte.

„Sie sind entlassen!" fuhr Weber außer sich fort. „Gehen Sie auf der Stelle! Ich will Sie nicht mehr sehen!"

Es war schon später Nachmittag. Auf der Gasse fegte ein ungemütlicher Novemberwind, und auf den Bergen lag längst der Schnee. Lotte war bei einer Tante zu einem Kaffeekränzchen, und ohne einen Abschiedsblick von ihr mußte Fritz das Haus, in dem das Glück und Unglück seines Lebens auf ihn gewartet hatte, verlassen.

Auch an diesem Abend begab sich Samuel Weber gewohnterweise nach der Ressource. Dort herrschte, als er eintrat, allgemeine Aufregung. Die „Königlich privilegierte Zeitung" aus Berlin brachte einen Erlaß Napoleons, datiert vom 21. November, dessen Tragweite noch unübersehbar war.

Auch Weber nahm von der Neuigkeit Kenntnis. Während sich der anderen Ressourcenmitglieder aber die helle Verzweiflung bemächtigte, ging es merkwürdigerweise mit Weber gerade umgekehrt. Nachdem er den Erlaß genau verstanden hatte, schien ihn sogar mit einemmal eine große Freude zu ergreifen, und zeitiger als sonst kehrte er nach Hause zurück.

„Pietsch," sagte er dort zu dem Markthelfer, „seh Er sich mal nach dem Schmidt um und bring Er ihn her!"

Pietsch verwunderte sich, denn die Entlassung und das Verbrechen des Faktors war bekannt geworden; er gehorchte aber schweigend.

Was war geschehen? Was hatte es mit dem Erlaß Napoleons für eine Bewandtnis? Der siegreiche Eroberer befahl darin die Kontinentalsperre, das heißt, er ordnete an, daß England fortan von aller Verbindung mit dem Festlande Europas ausgeschlossen werden sollte.

Die britischen Inseln wurden in Blockadezustand erklärt und aller Handel und Verkehr mit englischen Waren — ausgenommen die bis zum Tage des Erlasses bereits erfolgten Abschlüsse — wurden als strafbar verboten. Die Folgen dieser Kontinentalsperre lagen vor den Augen des Kaufmanns klar zu Tage. Kolonialwaren würden schnell in ungeheurer Weise im Preise steigen, wenn die englischen Schiffe nichts mehr in Deutschland einführen durften. Besonders natürlich der unentbehrliche Kaffee. Wer sich zur rechten Zeit damit versorgt hatte, der hatte jetzt sein Schäfchen im Trockenen. —

Eine Viertelstunde später stand Fritz Schmidt vor seinem bisherigen Prinzipal.

„Ich will's Ihnen noch einmal hingehen lassen, Schmidt," sagte Samuel Weber mit väterlichem Tone. „Wenn Sie mögen, dann können Sie bleiben. Die Zerstreutheit müssen Sie sich aber abgewöhnen. Heute abend essen Sie an meinem Tisch."

Als der Nachtwächter von Schmiedeberg in dieser Nacht die elfte Stunde aussang, erblickte er im Hause des Herrn Weber noch Licht und hörte durchs Fenster fröhliches Gläserklingen. Was gab's nur heute dort?

— — — — — — — — —

Nach dem 21. November 1806 stieg im Verlaufe der nächsten sieben Jahre der Kaffee bis auf das Zehnfache seines bisherigen Preises. Herr Samuel Weber wurde durch das Versehen seines Faktors ein steinreicher Mann, und Fritz Schmidt sein Schwiegersohn. Von des letzteren Zerstreutheit hat man nichts mehr vernommen.

Mannigfaltiges.

Dem Tode nah. — Im Jahre 1783 kam ein Kaufmann Namens Barollet, ein Schweizer von Geburt, der indes schon seit einer Reihe von Jahren in Yarmouth in England lebte, in Handelsgeschäften nach Brügge. Kaum war er im Gasthaus angekommen, als man ihn ohne weiteres verhaftete, in Fesseln legte und in einen tiefen Kerker setzte. Barollet war über diese Behandlung natürlich außer sich, da er sich keiner Schuld bewußt war. Sein Schreck wuchs aber ins Ungeheuerliche, als am Tage nach seiner Verhaftung Magistratspersonen bei ihm erschienen, die ihm mitteilten, daß seine Hinrichtung am nächsten Morgen stattfinden würde. Natürlich erhob Barollet gegen diese Zumutung lauten Protest und verlangte vor allem zu wissen, weshalb man ihn eingekerkert habe und ohne Urteil und Verhör hinrichten wolle. Darauf wurde ihm erklärt, man lasse sich von ihm nicht täuschen, er solle sich zur Exekution vorbereiten. Aus einigen Aeußerungen seines Wärters, die Barollet diesem zu entlocken wußte, erkannte er endlich, daß er das Opfer einer Verwechslung geworden war.

Im Jahre 1782 hatte ein gewisser Durand in Brügge einen Meuchelmord begangen und war zum Tode verurteilt worden. Es gelang ihm indes, am Tage vor der Exekution zu entfliehen. Dies war vor etwa acht Monaten geschehen, und Barollet, der soeben in Brügge eingetroffen war, hatte in seiner ganzen Erscheinung mit dem Mörder eine so täuschende Aehnlichkeit, daß man nicht im geringsten zweifelte, in ihm den entsprungenen Todeskandidaten endlich eingefangen zu haben. Das Urteil lautete auf Hinrichtung durch das Rad, und Barollet wandte natürlich alles auf, um durch Bitten und Beschwörungen seine Wärter zu veranlassen, dem Richter mitzuteilen, daß er nicht der gesuchte Meuchelmörder sei. Einer der Wärter ließ sich auch wirklich dazu bewegen, er ging zu dem Richter, und dieser befahl die Vorführung Barollets. Hier kam der Gefangene aber vom Regen in die Traufe. Der Richter fuhr Barollet, nachdem er kaum vor ihn getreten war, mit groben Worten an, nannte ihn einen Lügner und erklärte, er erkenne ihn selbst genau als den entsprungenen Durand wieder. Auch der anwesende Gerichtsschreiber forderte den vermeintlichen Mörder auf, ein Geständnis abzulegen, da auch er ihn genau wiedererkenne. Die Lage Barollets wurde immer bedenklicher. Außer dem Richter und Gerichtsschreiber waren es noch fünf Gerichtspersonen, welche unter Beteuerungen versicherten, daß der Gefangene der entsprungene Durand sei. Es wurden daher dem Unglücklichen noch einmal die Prozeßakten von Anfang bis zu Ende vorgelesen, der Stab wurde noch einmal gebrochen, und er in das Gefängnis zurückgeführt. Barollet wußte nun, daß er verloren war, wenn nicht der Himmel ihm irgend einen Retter schickte, und da er ganz unbekannt in Brügge war, so bereitete er sich zu der für den nächsten Morgen angesetzten Hinrichtung vor.

Zur selben Zeit befand sich in Brügge Lord

„Wie kannst du so urteilen über deinen eigenen Mann? Ich begreife dich nicht," tadelte sie mit einer würdigen, vorwurfsvollen Miene. „Ich bin überzeugt, daß du nur überspannte Ideen im Kopfe hast, über das Gebaren eines Kaufmanns als Idealistin zu Gericht sitzen willst. Wer in Amerika nicht rücksichtslos vorwärts strebt, ohne nach rechts und links zu blicken, der geht einfach unter. Hermanns hat sich, solange er mit meinem Manne zusammenarbeitete, keiner tadelnswerten Handlung schuldig gemacht. Ich weiß doch, wie Erich seinen Fleiß, seinen Pflichteifer rühmte. Und bei der Vermögensteilung, die ich mit ihm hatte, wäre für einen nicht ganz redlichen Menschen doch die beste Gelegenheit gewesen, der Witwe gegenüber seinen Eigennutz zu zeigen."

„O, Hermanns ist sehr klug. Er wußte, daß er dich nicht übervorteilen konnte, weil du vollen Einblick in die Geschäftslage gehabt, und vor allem, weil das Haus Hoffmann hinter dir stand. Es wäre Wahnsinn gewesen, sich mit der Hamburger Firma zu verfeinden, die ihm seinen Export nach Deutschland vermittelt. Glaube mir, ohne diesen mächtigen Schutz hätte er dich betrogen, so viel er konnte. Recht, Vornehmheit der Gesinnung giebt es nicht für ihn, es giebt nur Berechnung. Die ihm nicht schaden, die sich nicht wehren können, richtet er mitleidlos zu Grunde."

„Du bist doch früher ganz glücklich mit ihm gewesen, Helene. Erinnere dich nur an die ersten Jahre deiner Ehe."

„Ich war blind. Man hatte mich gelehrt: du mußt deinen Gatten ehren und lieben, du mußt deinem Gatten gehorchen. Mit meinen kindischen Institutsbegriffen that ich, was er wollte, glaubte, was er sagte, und besann mich nicht weiter. Aber dann kamen mir furchtbare Zweifel, und ich begann selbst zu urteilen und zu beobachten. Und da erkannte ich, was für ein Mensch er ist. O, wenn du gesehen hättest, wie seine Augen aufleuchteten, als er damals hörte, dein Mann läge im Sterben. Wenn er auch für Stunden seine Mienen beherrschte und er dir bewegt und traurig schien, so konnte er doch vor mir sein innerliches Frohlocken nicht verbergen. Ich fühlte es mit heimlichem Entsetzen, wie er sich freute, daß er nun der alleinige Herr des Geschäftes wurde."

„Das ist nicht wahr, Helene! Da ist nicht möglich! Helle Thränen hat er geweint bei dem Begräbnis. Alle haben es gesehen und waren gerührt von seinem Schmerz."

Helene lachte kurz auf — ein bitteres Lachen. „Hat er helle Thränen geweint! O, er ist ein besserer Schauspieler, als du glaubst. Nach dem Begräbnisse, da riegelte er sich ein — man sollte denken, in tiefer Trauer. Er meinte, ich sei bei dir. Aber ich war nach Hause gegangen und in meinem Zimmer. Ich hörte ihn ganz deutlich nebenan pfeifen. Den besten Wein, den er besaß, hatte er sich aus dem Keller geholt, und in aller Stille feierte er sein heimliches Fest."

Frau Ella Hoffmann war unwillkürlich zusammengezuckt. Es war schwer für sie geworden, dem Schwager das Wort zu reden. Nach einer Weile aber sagte sie verstimmt: „Ich glaube, du hast dir das alles erst in der Erinnerung so ausgemalt in deinem unerklärlichen Haß gegen Hermanns. Damals kam doch kein Wort über deine Lippen."

„Wie hätte ich dir das gestehen können, damals in deinem ersten Schmerz. Aber erinnerst du dich noch, wie ich deinen Hals umklammerte in fassungslosem Abschiedsweh, als du nach Deutschland heimkehrtest? Du mußtest mich trösten und beruhigen. Ach, mir war so bang vor der Zukunft, ohne Verwandte, ohne Stütze, allein mit ihm. Und ich hatte mich nicht getäuscht."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Dem **Könige Viktor Emanuel III. von Italien** wurde bei seinem Besuche **in Berlin** vom deutschen Kaiser wie von der Stadtvertretung und Bevölkerung ein ebenso prächtiger als warmer Empfang bereitet. Vor dem festlich geschmückten Brandenburger Thor erwartete Oberbürgermeister Kirschner den hohen Gast, trat an den Wagen heran, in dem der König neben Kaiser Wilhelm saß, und begrüßte ihn namens der Berliner Bürgerschaft, worauf ihm eine der Ehrenjungfrauen einen Rosenstrauß überreichte. Dann setzte der glänzende Zug unter den Hochrufen der dicht gedrängten Menge seinen Weg fort nach der „Unter den Linden" gelegenen Ruhmeshalle, wo der junge König Italiens an dem feierlichen Akt der Nagelung von 41 neuen Fahnen für das III. und V. Armeecorps teilnahm. — In Bremen starb **Otto Gildemeister,** dem deutschen Publikum wohlbekannt durch seine mustergültige Uebertragung von Lord Byrons Werken, der sich die Uebersetzung Shakespearescher Dramen, des „Rasenden Rolands" von Ariost und der „Göttlichen Komödie" Dantes würdig anreihen. Gildemeister war am 13. März 1823 in Bremen geboren, trat nach zurückgelegten Studien in die Redaktion der „Weserzeitung" ein, wurde 1852 Sekretär des Bremer Senats und fünf Jahre später dessen Mitglied. In den Jahren 1871 bis 1887 stand er mit kurzen Unterbrechungen als Bürgermeister an der Spitze des Bremer Staatswesens, das er auch im Bundesrate vertrat. — In Professor **Rudolf Virchow,** der in Berlin im Alter von 81 Jahren starb, ist der berühmteste deutsche Mediziner und Anthropologe dahingeschieden, ein Bahnbrecher der Wissenschaft, dessen Verdienste unter allen zivilisierten Völkern der Erde anerkannt sind. Er wurde am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein in Pommern geboren und habilitierte sich 1847 an der Universität Berlin, welcher er mit Ausnahme der Jahre 1849 bis 1856, wo er in Würzburg lehrte, bis zu seinem Tode angehört hat. Seine umfassende wissenschaftliche Thätigkeit hinderte ihn nicht, sich als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstags an allen politischen Kämpfen der letzten fünfzig Jahre lebhaft zu beteiligen. — Auf der Antilleninsel **Martinique** fanden abermals sehr heftige Ausbrüche des **Mont Pelé** statt, denen die Orte Morne Rouge, Ajoupa-Bouillon, Le Carbet und Grand Rivière zum Opfer fielen. Während des letzten Ausbruches war das Meer in furchtbarem Aufruhr, und eine Flutwelle bedrohte sogar die Hauptstadt Fort de France. Mehrere tausend Menschen fanden ihren Untergang oder wurden verletzt, zum Teil sehr schwer.

Liebesorakel.

(Mit Bild auf Seite 316.)

Wenn die erste Liebe das Herz eines jungen Mädchens erfüllt, dann greift es wohl voll Sehnen und Bangen zu dem alten Liebesorakel, das der Grafentochter wie dem Bauernmädchen bekannt ist, um zu erfahren, ob es hoffen darf oder nicht. Mit zögerndem Finger zupft sie die Blätter der Sternblume ab — „er liebt mich" — „er liebt mich nicht" — und wie jauchzt sie voller Freude, wenn das letzte Blättchen sagt: „er liebt mich!" Es ist ja Thorheit, an die Wahrheit solcher Orakelsprüche zu glauben, das weiß sie wohl, und doch — wie gern glaubt ein liebendes Herz, was es erhofft.

Heringskönig und Tintenfisch.

(Mit Bild auf Seite 317.)

Der Heringskönig (Zeus faber) hat seinen Namen deshalb bekommen, weil er den Scharen der Heringe, die ihm als Nahrung dienen, bis nach England zu folgen pflegt. Es ist ein hübscher Fisch, dessen olivenbraune oder graugelbe Grundfarbe je nach dem Auffallen des Lichtes in blauem, silbernem oder goldigem Glanze schillert. Charakteristisch ist der tiefschwarze, weißumrandete Augenfleck in der Mitte des Leibes und die zu langen Wimpeln ausgezogenen Rückenstacheln. Außer auf Fische macht er besonders Jagd auf Krebse und junge Tintenfische, welch letztere er in seiner eigentlichen Heimat, dem Mittelmeer, massenhaft vertilgt. Der gemeine Tintenfisch (Sepia officinalis) gehört zu den Kopffüßlern und wird bis 60 Centimeter lang; er sondert in seinen Tintenbeutel eine schwarze Flüssigkeit ab, die gereinigt und eingedickt als Tusche sehr geschätzt ist. In den Küstenstrichen Italiens verzehrt man auch mit Vorliebe sein Fleisch, das zwar unappetitlich aussieht, aber sehr zart und wohlschmeckend ist.

Tausend Zentner Kaffee.

Eine wahre Geschichte aus der Zeit der Kontinentalsperre.

Von **Heinrich Lee.**

Im Städtchen Schmiedeberg im Riesengebirge steht hart am Rande des mitten durchfließenden Eglitzflüßchens ein stattliches, altertümliches Haus mit rotem Giebeldach. Von diesem Hause erzählen die Schmiedeberger noch heute folgende Geschichte.

Es war im Jahre 1806 gegen Ende Oktober. Das stattliche Haus gehörte dazumal dem im ganzen Hirschberger Thal wegen seines ausgebreiteten Kolonialwarengeschäfts bekannten Kaufherrn Samuel Weber. Sein Hauptartikel war Kaffee. Die Schmiedeberger raunten sich in die Ohren, daß von seinen Kellern aus geheime Gänge ins Gebirge, ja bis über die nahe böhmische Grenze führten, und daß er ein eifriges und recht einträgliches Schmugglergeschäft treibe; aber niemals ist auch nur ein Schimmer dieser Behauptung erwiesen worden.

Die Schlacht von Jena hatte auch das schlesische Gebirgsland aufgestört. Noch war zwar das französische Heer bis in die Berge nicht vorgedrungen, aber aus Breslau kamen schon schreckliche Gerüchte; die Franzosen, hieß es, hausten wie die Wilden.

Weber war ein angehender Fünfziger. Seine Frau war gestorben, dagegen besaß er ein anmutiges Töchterchen, das selbstverständlich, wie die meisten Mädchen damals, Lottchen hieß.

Lottchen hatte braunes Haar und braune Augen, und mit ihren munteren roten Wangen sah sie aus wie das rote Blümchen „Habemichlieb", das oben im Gebirge an den Abhängen wächst. Unter den zahlreichen Angestellten des Handelsherrn befand sich auch ein Faktor mit Namen Fritz Schmidt, ein tüchtiger junger Mann aus guter Familie, den der Kaufmann sehr schätzte.

Nur eine einzige, vom kaufmännischen Standpunkt aber sehr verwerfliche Untugend hatte der junge Schmidt in letzter Zeit angenommen. Er war ein zerstreuter Mensch geworden.

„Ich möchte nur wissen, was Sie seit einiger Zeit im Kopfe haben," hatte bereits erregt der Prinzipal zu ihm geäußert.

Hätte erst Herr Samuel Weber gewußt, was es war, das sein Faktor im Kopfe hatte! Aber niemand wußte, niemand ahnte es. Nur Lottchen allein.

Es war also an einem der letzten Oktobertage im Jahre 1806. Bei Weber war ein auswärtiger Handelsfreund eingekehrt, und die Artigkeit verlangte es, daß er mit ihm am Abend einen Besuch in der städtischen „Ressource" abstattete, wo um diese Zeit auch die anderen angesehenen Männer Schmiedebergs sich zusammenfanden. Vorher trat der Kaufmann, schon angethan mit dem Mantel, den niedrigen Cylinderhut auf dem Kopf und den spanischen Rohrstock mit dem goldenen

Torrington aus London, der auch von dem sonderbaren Gefangenen hörte, dessen sich die Behörde bemächtigt hatte. Als er erfuhr, daß der angebliche Durand behauptete, englischer Unterthan zu sein, begab er sich im Einverständnis mit der Behörde zu dem Gefangenen, um ihn darauf zu prüfen, ob er die englische Sprache kenne. Lord Torrington verließ das Gefängnis mit der Ueberzeugung, daß die Behörde einen Unschuldigen hinrichten wolle; er eilte daher sofort zu dem Richter und bat dringend, die Hinrichtung aufzuschieben, da man im Begriffe sei, einen unschuldigen englischen Staatsbürger hinzurichten. Nur mit außerordentlicher Mühe gelang es dem Lord endlich, vorläufig einen Aufschub der Hinrichtung durchzusetzen und zu erwirken, daß man dem Gefangenen gestatte, einen Gegenbeweis zu erbringen. Barollet sandte darauf einen Boten nach seinem Wohnsitze, damit ihm von dort bestätigt werde, daß er zu der Zeit, in welcher der Meuchelmord begangen worden war, sich in Yarmouth aufgehalten habe. Unterdes blieb natürlich der Unglückliche in strenger Gefangenschaft. Mit dem rückkehrenden Boten zusammen traf ein Angestellter der Firma Barollet ein, welcher die Geschäftsbücher des Hauses mit sich führte. An der Hand dieser Bücher wies der Beamte nach, daß an dem Tage, an dem der Meuchelmord in Brügge passiert war, Barollet Eintragungen mit eigener Hand in die Bücher gemacht hatte. Man besorgte nun von dem Gefangenen eine Schriftprobe, und der Vergleich ergab, daß in der That die Eintragungen von Barollet herrühren mußten. Die Behörde von Brügge wollte sich aber nicht noch einmal blamieren, indem sie abermals einen zum Tode Verurteilten ohne weiteres laufen ließ. Sie verlangte daher von Barollets Beamten, er solle seinen Prinzipal erkennen, auch wenn ihm dieser unter einer ganzen Anzahl anderer Gefangener vorgeführt würde. Der Beamte machte sich indes sogar anheischig, Barollet schon an der Stimme zu erkennen. Es wurden diesbezügliche Proben angestellt, welche zum Glück glänzend gelangen und die Unschuld des Gefangenen darthaten. Die Exekution wurde nun abbestellt, indes der unglückliche Barollet noch immer nicht freigelassen. Es mußten erst bei Hofe in Brüssel Verhaltungsmaßregeln eingeholt werden, und so lange blieb Barollet in Haft. Nach seiner Freilassung, die endlich erfolgte, hat es Barollet vorgezogen, Brügge in Geschäften nie wieder aufzusuchen. [A. O. K.]

Gezähmte Schmetterlinge. — Zwei Pariser Damen haben jüngst mit Erfolg versucht, Schmetterlinge zu zähmen. Ein unlängst aus Asien zurückgekehrter Bekannter hatte den jungen Damen als Reiseandenken eine große Menge seltener Arten dieser Tierchen von dort lebend mitgebracht. Jede der Empfängerinnen besitzt davon fünfzig Stück, und es ist höchst merkwürdig zu sehen, wie zahm diese leichten Geschöpfe geworden sind. Beim Eintreten ihrer Herrin flattern sie auf diese zu, wie um sie zu begrüßen, und setzen sich auf Kopf, Schultern und Fingerspitzen der Dame nieder. Dressiert, wenn man so sagen darf, wurden sie dadurch, daß sie mit Honig auf den Fingerspitzen gefüttert wurden. Die Tierchen haben sich als Vorlagen für allerlei häusliche Kunstarbeiten recht nützlich erwiesen, indem sie einzeln fliegend oder in Gruppen abgezeichnet und dann wohl als Stickmuster verwendet wurden und dergleichen mehr. — Auffallend ist auch, daß die Schmetterlinge sich als sehr empfänglich für die Musik zeigen. [—dn—]

Humoristisches.



Harthörig.

Freundin: Einer ruft deiner Köchin „Anna“, der andere „Marie“; auf welchen Namen hört sie denn eigentlich?

Hausfrau (seufzend): Die . . . auf gar keinen!

Der Schluß.

Führer: In diesem alten Schlosse, meine Herrschaften, lebte einst der Ritter Kuno mit seiner reizenden Gemahlin. Weit und breit war die Tapferkeit des Ritters Kuno —

Mehrere Touristen (ihn unterbrechend): Machen Sie's nur kurz und bringen Sie gleich den Schluß der Geschichte!

Führer: Schön, meine Herrschaften, also nun, nachdem ich Ihnen alle diese hochinteressanten Ereignisse treu geschildert habe, hoffe ich von Ihnen eine kleine Belohnung zu erhalten, um einmal auf Ihre Gesundheit trinken zu können.

Gute Stunden. — Der im Jahre 1829 verstorbene langjährige Oberamtsarzt Dr. Keringer in Schwäbisch-Gmünd war ein gar origineller Mann, welcher heute noch als Gründer des Hopfenbaues in gutem Andenken steht und fortlebt, nicht weniger aber durch seine wirklich kernigen Witze. Einmal kam zu ihm ein altes Weib von Lorch, einem eine sogenannte „gute Stunde“ von Gmünd gelegenen Städtchen, und sagte seufzend: „O, Herr Doktor, helfe Se mir doch, i hab' in meim Lebe no koi guate Stund g'habt!“

„Ja, Weible, seid Ihr denn noch nie von Lorch nach Gmünd gelaufen?“ fragte der Arzt.

„O, Herr Doktor, i woiß net, wie oft scho!“ war die Antwort.

„Ja, seht, dann habt Ihr ja doch schon viele gute Stunden in Eurem Leben gehabt!“ [C. T.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 39:
Stets ist die Sprache kecker als die That.

Silben-Rätsel.

Aus nachstehenden Silben: **an, bel, bi, ce, cker, de, de, der, eif, em, fel, ger, go, griph, hein, hef, le, lo, ma, mün, re, rei, rei, rich, rie, se, sel, sen, te, turm, ü** sind zwölf Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) ein bekanntes Bauwerk der Neuzeit, 2) einen deutschen Volksstamm, 3) eine Blume, 4) einen Rasenplatz, 5) eine Rätselform, 6) ein Küchengewächs, 7) ein bekanntes Buch, 8) eine Stadt in Preußen, 9) einen Baum, 10) einen männlichen Vornamen, 11) einen Mädchennamen, 12) eine Truppengattung.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Endbuchstaben von unten nach oben und die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 41.

Anagramm.

Lang durft' ich hoffen, nun hoff' ich nichts mehr.
Das Wort ist vorüber, der Beutel blieb leer,
Ach hätte ich nur für mein schönes Geld
Das Wort mir gekauft (seine Zeichen umstellt),
Und ob es bald auch die Flamme verzehrt,
Es hätte mir wenigstens Wärme beschert.

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Anagramms in Nr. 39:
Baer — Aber — Rabe.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.